

"Lehrers Kinder und Pfarrers Vieh ...": Johann Heinrich Pestalozzis prekäres Verhältnis zu seinem Sohn im Spiegel der erhaltenen Briefe

Keil, Werner; Treml, Alfred K.

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Keil, W., & Treml, A. K. (2006). "Lehrers Kinder und Pfarrers Vieh ...": Johann Heinrich Pestalozzis prekäres Verhältnis zu seinem Sohn im Spiegel der erhaltenen Briefe. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 19(2), 300-311. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-270695>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

„Lehrers Kinder und Pfarrers Vieh ...“

Johann Heinrich Pestalozzis prekäres Verhältnis zu seinem Sohn
im Spiegel der erhaltenen Briefe

Werner Keil und Alfred K. Tremel

I.

„Lehrers Kinder und Pfarrers Vieh, gelingen selten oder nie“ heißt ein bekanntes Sprichwort. Es wird gerne zitiert, wenn allzu offensichtlich die große Absicht mit der kleinen Wirkung kontrastiert. Aber warum eigentlich ist das so? Dass Pfarrers Vieh – in historischen Zeiten eine Art Zweitbroterwerb des Landpfarrers – nicht „gelingt“, das mag man noch verstehen, denn ein Buchgelehrter als Viehzüchter bleibt immer ein Dilettant – und das Ergebnis wird dementsprechend sein. Aber warum sollen Lehrers Kinder „nicht gelingen“? Hier dilettiert ja niemand, sondern bleibt bei seinen Leisten. Der Lehrer ist gewissermaßen Fachmann für Erziehung und Bildung, und dementsprechend erwartet man professionelle Leistungen auch und gerade dann, wenn es um das eigene Kind geht.

Nun hat unseres Wissens noch niemand den Wahrheitsgehalt dieses Sprichwortes empirisch nachgeprüft. So ist es möglicherweise gar nicht wahr, sondern spiegelt nur eine allgemeine Erfahrung wider: nämlich dass man Kontraste besonders gut wahrnimmt. Ein scharfer Kontrast zwischen Anspruch und Wirklichkeit ist eben auffälliger, weil Erwartungen, die ausdrücklich geweckt sind, enttäuscht werden. Vom Fachmann erwartet man nun einmal auf seinem Gebiet bessere Leistungen als vom dilettierenden Laien. Wenn nun „Lehrers Kinder“ auch nicht besser geraten als andere Kinder (was immer auch dabei der Maßstab sei), dann fällt dies als Folge einer selektiven Wahrnehmung auf, obwohl die Kinder möglicherweise weder schlechter noch besser „gelingen“ sind. Was anders ist, das ist vielleicht gar nicht das beobachtete Ergebnis (der Erziehung), sondern Intensität und Maßstab der Beobachtung.

Allerdings gibt es sicher auch Fälle, in denen der Kontrast zwischen hehrem Anspruch und defizitärer Wirklichkeit nicht mehr der Beobachtung, sondern dem Beobachteten zugerechnet werden muss. Es sind diese Fälle, die auf uns eine besondere affektive Wirkung ausüben. Beispiele hierfür lassen sich genügend finden. Das sicher prominenteste und am häufigsten zitierte Beispiel ist Rousseau, der bekanntlich ein exzellenter pädagogischer Theoretiker war, als pädagogischer Praktiker jedoch kläglich vor der Erziehung seiner Kinder (die er alle ins Waisenhaus gab) versagte. Auch wenn man berücksichtigt, dass im 18. Jh. in Anbetracht der hohen Kindersterblichkeit

der Stellenwert des (eigenen) Kindes geringer war als heute,¹ ist hier der völlige Rückzug aus der Erziehungsverantwortung durch einen schon damals prominenten Erziehungstheoretiker befremdlich.

Einem zweiten Beispiel für diese Entwicklung wollen wir uns hier etwas genauer zuwenden: Johann Heinrich Pestalozzis pädagogischem Verhältnis zu seinem (einzigen) Sohn Hans Jacob Pestalozzi. Das lange Zeit sehr unterbelichtete Verhältnis von Pestalozzi zu seinem Sohn ist inzwischen in der Pestalozziforschung verstärkt in den Blick gekommen (vgl. Soëtard 1987; Stadler 1988; Keil 1995a) und anhand der noch vorhandenen Schriften (insb. Tagebuch² und Schriftwechsel³) dokumentiert worden (vgl. Keil 1995b). Übereinstimmend kommt man in der pädagogischen Sekundärliteratur zu dem Urteil, dass es sich hierbei um ein sehr prekäres pädagogisches Verhältnis handelt, das mit einem recht desolaten und tragischen, weil letztlich letalen Ausgang endete. Warum? Handelt es sich womöglich auch hier um einen Anwendungsfall unseres Sprichwortes: Lehrers Kind gelingt halt nie!?

Dabei waren die Voraussetzungen eigentlich optimal: ein Vater, der sich stark für Erziehungsfragen interessierte, sich mit großem Enthusiasmus gleich nach der Geburt seines Kindes an dessen Erziehung machte und dabei auf ein großes Vorbild zurückgreifen konnte: Rousseau. Schon die Namensgebung („Hans Jacob“) signalisiert deutlich, dass es hier darum ging, ein Erziehungsexperiment nach Vorbild des großen Rousseau zu starten („Jean Jacques“), der in seinem Erziehungsroman „Emile oder über die Erziehung“ detailliert das Programm dazu geliefert hatte. Warum ging es trotzdem schief?

Schon 1995 vermutete Keil, dass möglicherweise der Vater seinen Sohn in eine „double-bind-Situation“ gebracht habe, was schließlich zum Ausbruch und zur Verschlimmerung der Krankheit (schwere Epilepsie) geführt hätte. Er griff damit auf eine weit verbreitete und einflussreiche Vermutung zurück, die vor allem im Kontext der Systemischen Familientherapie entfaltet wurde, nämlich die These von den Paradoxien des Familienlebens als Quelle pathologischer Erscheinungen (vgl. Mücke 2003; Schlippe/Schweitzer 1996; Schöppe 1995). Lässt sich diese Vermutung anhand von eindeutigen Indikatoren bestätigen? Um dieser Frage nachzugehen, wollen wir zunächst den Begriff des „double-binds“ klären, dann das Krankheitsbild kurz erläutern und schließlich in ausgewählten Briefdokumenten auf Spurensuche gehen.

1 So hat noch Goethe in einem Brief an seinen Kunstfreund Johann Heinrich Meyer ganz beiläufig vom Tod seines Kindes berichtet: „Ein kleiner Ankömmling hat uns schon wieder verlassen. Sonst ist alles wohl in meinem Hause und grüßt.“

2 Das Tagebuch von Heinrich und Anna Pestalozzi ist abgedruckt in der Kritischen Ausgabe Pestalozzi – Sämtliche Werke, Bd.1, 33-97 und umfasst den Zeitraum zwischen 13. Dez. 1769 und 28. Nov. 1770. Da Hans Jacob am 14. Aug. 1770 geboren wurde, beginnen die Eltern mit ihren Tagebuchaufzeichnungen etwa zum Zeitpunkt der Zeugung. Im Wechsel verfolgen beide ihre Tagesgeschäfte – oftmals auch in Zusammenfassung mehrerer Tage bis zur Geburt und dann mit unregelmäßigen Eintragungen noch über fast das erste Vierteljahr ihres Kindes nach der Geburt.

3 Die einschlägige Korrespondenz zwischen dem „Über-Vater“ Pestalozzi und seinem Sohn, dem „traurigen Jakob“, ist erstmals 1995 in 73 Originalbriefen von Keil chronologisch dokumentiert worden. Eine vor Jahren angekündigte mehrbändige Publikation über „Briefe an Pestalozzi“ ist lange überfällig. Vermutlich ließe sich manche Forschungslücke im „pädagogischen Vater-Sohn-Verhältnis“ damit schließen.

II.

Den Begriff „double-bind“ hat eine Forschergruppe um Gregory Bateson in mehreren Aufsätzen im Rahmen einer Theorie pathologischer Beziehungen entwickelt und zu einer „Doppelbindungstheorie“ (engl. double-bind theory, franz. double-contrainte) ausgearbeitet (Bateson 1983, 219 ff.; Bastine 1998). Der „double-bind“ wird hier als eine Art „Beziehungsfalle“ geschildert, in die eine Person aufgrund paradoxer bzw. widersprüchlicher Signale gerät, aus der sie sich nur durch Flucht in eine Krankheit befreien kann. Am einfachsten kann man die Logik einer solchen Beziehungsfalle durch die im Schwäbischen noch häufig zu hörende Aufforderung einer Mutter an ihr Kind veranschaulichen: „Ach, komm her, geh fort!“. Schon auf der semantischen Ebene handelt es sich hier um einen Widerspruch. Er hat zur Folge, dass das Kind, wenn es diese Aufforderung wörtlich nimmt, sich nur falsch verhalten kann. Wenn es her kommt, ist es falsch, weil die Aufforderung heißt „geh fort!“; wenn es fort geht, ist es falsch, weil die Aufforderung heißt „komm her!“. Nicht immer ist der Widerspruch so offensichtlich. Bateson gibt einige Beispiele, aus denen deutlich wird, dass der Widerspruch auch dadurch entstehen kann, dass eine höhere Sprachebene (die Metaebene) die Aufforderung in der niederen Sprachebene (der Objektebene) negiert. Im Rahmen seiner (an Russell angelehnten) Typentheorie können sich also die Signale der Menge von den Signalen seiner Elemente widersprechen. Unter Umständen kann auch der Kontext (z.B. die Körperhaltung) den Text (das Gesagte) negieren, und wir erhalten den gleichen Effekt; es entsteht eine „Falsifizierung modus-identifizierender Signale“ (Bateson 1983, 273), aus der sich der Betroffene unter Umständen – nämlich dann, wenn es sich dabei um eine regelmäßig wiederkehrende Erfahrung handelt – nur noch dadurch befreien kann, dass er die Ebene, auf der er reagiert, wechselt: Er flieht in eine somatische Krankheit. Das setzt natürlich voraus, dass der einfachste Fluchtweg, nämlich der einer räumlichen Entfernung, versperrt ist, und genau das ist normalerweise zwischen Eltern und Kind der Fall. Wie alle klassischen Beispiele einer Doppelbindungskonstellation bezieht sich auch hier das Schicksal des Hans Jakob auf eine Situation, in der sich das „Opfer“ in einer abhängigen Position befindet und Grundbedürfnisse an dominante Bezugspersonen richtet – was Eltern allemal sind.

Bei einem „double-bind-Syndrom“ handelt es sich also um ein Krankheitsbild, das durch eine dilemmatische Beziehung entsteht. Das setzt auch voraus, dass es im Kranken eine somatisch „schwache Stelle“ gibt – also eine Veranlagung –, die durch einen durch die Beziehung realisierten Auslösereiz aktiviert werden kann. Neben der Veranlagung zur Schizophrenie ist es vor allem das Krankheitsbild der Epilepsie, das uns in diesem Zusammenhang interessiert, denn die Pestalozziforschung geht übereinstimmend davon aus, dass Hans Jacob Pestalozzi an Epilepsie erkrankte und an deren schweren Auswirkungen schließlich starb. Die Epilepsie ist eine Hirnerkrankung, bei der die so genannten inhibitorischen Synapsen nicht mehr richtig funktionieren, das sind jene Synapsen, die die Flut der zerebralen Impulse steuern und ordnen (vgl. Carlson 2004, 146 f.). Eine solche Störung führt aufgrund der vielfältigen erregten und sich fortsetzenden Zwischenverbindungen zu einer Instabilität der zerebralen Autopoiesis. Durch die anschwellende Impulsflut wird die zerebrale Verarbeitungskapazität überlastet, und es entsteht eine Art „Kurzschluss“ – die Folge: Unkontrollierte „Gewitter“ von Nervenimpulsen entladen sich im Gehirn. Weil gleichzeitig

zu viel und sich selbst verstärkend geschieht, kann das Gehirn keine Ordnung mehr aufbauen oder erhalten, und es kollabiert in einer Art Chaos. Eine wesentliche Ursache von Epilepsie, so die heutige Epilepsieforschung, ist also vermutlich in der Abnormität der Biochemie von inhibitorischen Neurotransmittern im Gehirn (der so genannten GABA-Rezeptoren) zu sehen (vgl. Birbaumer/Schmidt 2003, 451).

Epileptische Anfälle kommen häufig nach schnellen Aktivierungs- (oder Deaktivierungs-)Änderungen vor (Birbaumer/Schmidt 2003, 568), die als Folge von stressartig erlebten Situationen auftreten, die eine schnelle und komplexe Reaktion erfordern. Könnte es sein, dass Hans Jacob Pestalozzi in regelmäßigen oder unregelmäßigen Abständen durch seinen Vater (und seine Mutter) in Situationen gebracht wurde, die er als ein nicht lösbares Problem interpretieren musste und die er deshalb als überlastend erlebt hat? Wenn diese Frage bejaht werden könnte, wäre man in der Lage, den Leistungsabfall und den Krankheitsverlauf des Hans Jacob Pestalozzi zu erklären. Allerdings nicht im Sinne einer naturwissenschaftlichen (proximaten) Erklärung. Wir können nach so langer Zeit keine kausalen Attributionen vornehmen. Es geht hier nicht um eine kausale Wirkungszuschreibung, sondern um die hermeneutische Interpretation eines historischen Falls mithilfe einer vorhandenen Theorie pathologischer Beziehungen.

III.

Ein erstes Indiz für diese Vermutung lässt sich schon in dem (kurzen) Tagebuch des Vaters⁴ finden. Hier formuliert Pestalozzi ungeschützt seine hehren Erziehungsmaximen. Dabei findet sich in der Eintragung vom 14. Febr. 1774 u.a. folgender bedeutungsschwere Satz:

... Ordnung, Genauheit, Vollendung, Vollkommenheit! Wie fühle ich, dass mein Charakter diessfalls nicht in seiner ersten Bildung entwickelt ist. – Gerade in meinem Kinde sind diese gefährlichen Versuchungen, der Lebhaftigkeit seines Geistes nachzugeben, mit dem schimmernden, schnellen Fortgange zufrieden zu seyn, – durch den Glanz des Vielen verblendet, einzelne Mängel, Unentwicklung im Entwickeltscheinenden zu vergessen, vorüber zu hüpfen. Lass mich nicht vergessen: Alles ganz und nichts voreilig. Ordnung, Genauigkeit, Vollendung, Vollkommenheit! Früh will ich eure Begriffe durch tägliche Thathandlungen in ihm bilden, forteilen, immer thun, immer entwickeln, aber immer zurücksehen, keinen Schritt weiter gehen, bis jede Lücke erfüllt ist. Alles ganz, alles in Ordnung, nirgends Verwirrung. Große Absicht!“ (zit. nach Keil 1995, 86 f.)

Dass „Perfektion“ in „Perfektibilität“ überführt (und damit temporalisiert) werden muss, hat kurz zuvor Rousseau proklamiert und damit die entscheidende Weiche für die Umstellung der Temporalstrukturen im Denken der Moderne gestellt. Dass „Vollkommenheit“ kein empirischer Begriff ist, sondern als „regulatives Prinzip der Vernunft“ dient, das uns vor einer „faulen Vernunft“ schützt, die glaubt, etwas Gegebenes sei schon alles, das hat fast zur gleichen Zeit Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft

4 Vgl. Anm. 2.

nachgewiesen (vgl. Kant KrV B 369 f., Tremel 1991). Pestalozzi fällt hinter diesen Erkenntnisstand zurück, wenn er seine Pädagogik auf Perfektion, auf Ganzheit, gründet – und damit seinen Sohn heillos überfordert. Wer in seiner Erziehung „alles ganz“ machen will, setzt den Zögling unweigerlich ins Unrecht, denn er ist halt immer nur „halb“ (oder „ein Viertel“), er bleibt unweigerlich immer als defizitär hinter der hehren Absicht zurück: große Absicht – kleines Kind⁵. Wenn man gar „keinen Schritt weiter gehen (will), bis jede Lücke erfüllt ist“, blockiert man sich als Erzieher letztlich selbst, und es ist deshalb nicht verwunderlich, dass Pestalozzi recht schnell seine rigiden Erziehungs- und Bildungsmaßnahmen aufgab⁶ und – wie es scheint – in das Gegenteil, in eine Vernachlässigungs- und Laissez-faire-Pädagogik zurückfiel (vgl. Keil 1995a, 90 ff.).⁷

IV.

Nun könnte das ein einmaliger Ausrutscher gewesen sein – oder eine Überinterpretation einer Willenserklärung, die sich normalerweise in der Praxis der alltäglichen Erziehung von selbst mildert und schnell abschleift. Dem scheint jedoch nicht so gewesen zu sein, wenn man den noch erhaltenen Schriftverkehr des Vaters mit seinem Sohne genauer liest und interpretiert.⁸ Man muss zunächst wissen, dass Hans Jacob zu der Zeit, als die Briefe abgefasst worden sind, im Hause Battier in Basel lebte – zunächst zur familiären Miterziehung und dann einer kaufmännischen Lehre. Für den damals schon deutlich retardierten Hans Jacob⁹ war die Ausgangssituation schwierig, denn Battier war ein „väterlicher Freund“ und damit aus Sicht des Hans Jacob eine unweigerlich zwitterhafte Person: einerseits der liebe „Freund“ der Familie („der liebe Herr Battier“), der ihn quasi an Sohnes statt neben seinen eigenen beiden Kindern (Gertrud und Felix) in die Familie aufnimmt, andererseits der gestrenge Lehrherr, der nicht nur seine Briefe liest, ihn gelegentlich züchtigt und ihm schließlich mit dem

5 Bei Heinrich Heine heißt es deshalb in seinem Gedicht „Unvollkommenheit“: „Nichts ist vollkommen hier auf dieser Welt./Der Rose ist der Stachel beigesellt./Ich glaube gar, die lieben holden Engel/Im Himmel droben sind nicht ohne Mängel.“

6 Pestalozzi hat sich nach ersten experimentellen Lehr-Lern-Versuchen mit seinem Sohn im Kleinkindalter geradezu fluchtartig abgewandt, so dass selbst Freunden auffiel, dass Hans Jacob nur noch am Rande mitlief und für sein Alter (immerhin 13) im Jahr der Aufnahme ins Haus Felix Battier sen. in Basel (1783) retardiert war. Battier, ein erfolgreicher Basler Kaufmann und Freund Pestalozzis, ließ zwei seiner drei Kinder (Gertrud, geb. 1776, u. Felix, geb. 1777) von einem Hauslehrer erziehen. Rosina, das dritte Kind, war noch zu klein und wurde von der Mutter erzogen.

7 Das Bemühen um Vollkommenheit in einer prinzipiell unvollkommenen Welt gründet wahrscheinlich im vergeblichen Versuch, alles unter Kontrolle (des Verstandes) zu bringen, und wird deshalb unweigerlich das Leben verfehlen. Es fehlt einer solchen Anstrengung etwas für pädagogisches Handeln Wesentliches, das man „Nachsicht“ nennen könnte (vgl. Wils 2006).

8 Im Folgenden zitieren wir aus dem Dokumentarband der Briefe (Keil 1995b) durch Angabe der Nummern und der durchnummerierten Abschnitte (also z.B. 71 A. 3 = 71. Brief, 3. Abschnitt).

9 „Ich habe einen Knaben von 11 1/2 Jahren; er kann keine zwei Linien Gebätter auswendig, er kann weder schreiben noch lesen. Ich hoffe zu Gott, diese Unwissenheit, an welcher die Vorsehung mir erlaubt ihn lassen zu können, werde das Fundament seiner vorzüglichsten Ausbildung und seiner besten Lebensgenüßungen seyn“ – so schrieb Pestalozzi im Frühjahr 1782 noch hoffnungsvoll an Peter Petersen, den von Battier eingestellten Hauslehrer (zit. nach Keil 1995b, Nr. 1 A. 17).

Ende der Lehrzeit (und einer handwerklichen Lehre) droht.¹⁰ Schon diese Konstruktion, die Pestalozzi aus dem Emile kopiert (denn auch dessen Erzieher war „kein gewöhnlicher Mann“, sondern „ein Freund des Vaters“), ließen bei dem jungen und schnell überforderten Hans Jacob widersprüchliche Signale ankommen, die wahrscheinlich nur schwer (oder gar nicht) synchron verarbeitet werden konnten.

Johann Heinrich Pestalozzi schreibt währenddessen lange und detaillierte Briefe an Battiers zur Erziehung von dessen Kindern. Dagegen sind die sporadischen Briefe an den eigenen Sohn geradezu dürftig. Umso mehr Gewicht dürften sie bei Hans Jacob gefunden haben. Was also schreibt der Vater?

Im ersten Abschnitt des Briefes vom 6.1.1783 berichtet Pestalozzi von dem, was „wir parat hatten“ (Nr. 8 A 1), also was die Eltern in den letzten acht Tagen erlebt hatten – es waren die Tage, nachdem der Sohn seine Heimat (Neuhof) verlassen und in die Fremde (Basel) gezogen war. Anstatt zunächst nach dem Befinden des Sohnes zu fragen, der sich in eine für ihn völlig neue Situation einleben musste, berichtet der Vater über das Befinden der Eltern (also über sich): „Wir sind gar nicht unruhig, dass Du fort bist“ (dito). Kein Mitgefühl, keine Empathie mit dem Sohn wird hier zum Ausdruck gebracht, sondern die eigene Coolness formuliert. Unterschwellig wird damit die Botschaft überbracht: Du bist vielleicht unruhig, aber wir nicht; für uns ist es gleichgültig, ob du hier oder dort bist. Allerdings wird dann unmittelbar im nächsten Satz eine Sorge geäußert – nicht die Sorge um das Wohlergehen des eigenen Kindes, sondern, „daß Du aller der Güte und Liebe würdig werdest, die Du genießest“ (dito). Hier schimmert die Sorge um die eigene Reputation durch: Hoffentlich machst Du uns (bei Battier) keine Schande. Gleichgültig, was Du dort erlebst, es geschieht aus „Güte und Liebe“, und Du mußt dich ihrer „würdig“ erweisen. Also streng Dich an!

Dann folgen im zweiten Abschnitt die Ermahnungen, die sich auf das alte „ora et labora“ reduzieren lassen, die alten monistischen Klosterideale werden hier recht ungeschützt formuliert: „bete und arbeite!, sei still, fleißig, bedächtig, reinlich und gehorsam!“ (Nr. 8 A 2). Ist Hans Jacob im Kloster? Fast scheint es so, denn eingerahmt werden diese väterlichen Ermahnungen mit einer Anrufung Gottes. Der erste Satz beginnt mit: „Um Gottes willen, Jaqueli ...“ und der letzte mit: „Aber ich hoffe zu Gott ...“. Die Autorität des Vaters scheint eine geliehene zu sein: Der deus secundus wird durch den deus primus legitimiert. Der Fingerzeig Gottes wird in den Ermahnungen des Vaters reformuliert. Widerstand ist deshalb zwecklos, denn wer gegen den Vater auf Erden rebellierte, würde gegen den Vater im Himmel rebellieren. Dazu kommt (im letzten Satz des zweiten Abschnittes) noch eine moralische Keule: „... ich hoffe zu Gott, Du werdest mir das Unglück nicht zuziehen, daß Du diejenigen Menschen mit Ungehorsam betrübest denen ich und Du so vill zu danken haben.“ Das heißt: Solltest Du mich enttäuschen, machst Du mich unglücklich! Es liegt also an Dir, mich glücklich oder unglücklich zu machen – eine große Bürde für einen kleinen Jungen.

Im dritten Abschnitt wird scheinbar die große Wertschätzung des Kindes durch den Vater zum Ausdruck gebracht. Aber es ist keine bedingungslose Liebe, die ein-

¹⁰ Man darf die Lehrzeit bei einem Lehrherrn im 18. Jahrhundert nicht mit einer Lehre unserer Tage verwechseln. Wie schwer diese Zeit für viele gewesen sein mag, veranschaulicht nicht nur Rousseaus Flucht aus Genf, sondern beispielhaft Moritz' „psychologischer Roman“ „Anton Reiser“ (Moritz 1963).

fach in der Tatsache begründet ist, dass Eltern ihre Kinder bedingungslos lieben und ihnen so das nötige Urvertrauen für schwierige Zeiten vermitteln. Ich habe um Deinetwillen „mehr gelitten, als ich fast zu tragen vermochte“ (Nr. 8 A 3). Du warst und bist also ein Sorgenkind, denn was habe ich um deinetwillen gelitten. Deshalb, und nun kommt der letzte Abschnitt, steht „es jetzt an Dir, mich zu belohnen“ (Nr. 8 A 4). Das ist eine elterlichen Liebe, die die Form des umgedrehten Tit-for-Tat-Prinzips annimmt: Wie ich Dir, so Du mir. Wenn hier ein Altruismus durchschimmert, dann ein reziproker: Weil ich viel in Dich investiert habe, musst Du mich dafür belohnen – denn sonst wird mein Leben „unwiederbringlich ellend“ (dito). Es geht um eine Art Geschäft auf Gegenseitigkeit: Ich als Vater habe „mit Güte und Schonung“ das Meinige schon getan, nun tu etwas für mich und werde „ein braver Junge“. Dem Sohn, der sich eh schon in einer für ihn sehr schwierigen Lage befindet, wird also zusätzlich noch eine große Verantwortung aufgebürdet, nämlich auch für das Glück seines Vaters zu sorgen. Ob es ihm gelingt?

Offenbar nicht, denn der Sohn berichtet in seinen Briefen vermehrt vom Wiederaufflammen seiner Krankheit. Auch muss er mehr oder weniger deutlich dem Vater zum Ausdruck gebracht haben, dass er in der Fremde unglücklich ist. Ein gutes Jahr später, wahrscheinlich März 1784, ist uns ein kurzer, aber aufschlussreicher Brief des Vaters an seinen Sohn erhalten, der einen Schlüsselsatz enthält: „O mein Kind, mein liebes teurs Kind! Gott ist gut, und Du bist nicht unglücklich. Du mußt Dich nur überwinden und gegen Gott und Menschen treu und redlich und dankbar handeln. Denn (dann) wirds in Deiner Seele heiter werden ...“ (Nr. 25 A 4). Auf den Hilferuf „ich bin unglücklich!“ reagiert der Vater mit einer semantischen Beschwörung: „Du bist nicht unglücklich!“ und dem paradoxen Rat: „Du musst Dich nur überwinden, dann wirst Du glücklich!“ Glück ist eine Angelegenheit der Überwindung!

Die heimliche Botschaft lautet: Wenn Du Dich unglücklich fühlst, ist das nur ein Zeichen, dass Du Dich gehen lässt. Streng Dich gefälligt an, überwinde Dich, dann wirst Du gleich wieder heiter sein. Das ist so, als ob der Arzt dem schwer Depressiven sagt: Du bist traurig? Du bist depressiv? Du musst nur fröhlich sein, dann geht's Dir gleich wieder besser! Also streng Dich gefälligt an! Denn schließlich ist die Welt Produkt Deines Willens: „Lieber! Die Welt ist, was Du willst. Wenn du sie weise brauchst, so ist es ein gut Ding um sie. Wenn Du aber Hörner gegen sie machst, wie wen(n) Du sie durchstoßen wolltest, so lachet sie Deiner“ (Nr. 68). Der Ratschlag, bei auftauchenden Problemen einfach „zu wollen“, ist paradox, weil er das Problem, anstelle zu verkleinern, in Wirklichkeit vergrößert, denn es bürdet dem Kranken auch noch zusätzlich zu seinem Leiden die Anstrengungen der (willentlichen) Heilung auf.

Diese paradoxe Logik wird im dritten Brief, der kurz nach dem zweiten (im März/April 1787) den Adressaten erreicht, noch zugespitzt (Nr. 66). Voraus ging offenbar ein Brief des Sohnes an seinen Vater, in dem dieser davon berichtete, dass ihn sein „Übel“ wieder befallen habe. Wahrscheinlich hatte Hans Jacob wiederholt schwere Anfälle seiner Krankheit. Anstatt dass der Vater sich nun voller Mitgefühl dem Sohn zuwendet, geht es in diesem Brief des Vaters (fast) ausschließlich um ihn selbst, den Vater. Schon im zweiten Satz beginnt der Vater die Aufmerksamkeit des Sohnes auf einen Traum des Vaters zu lenken, in dem dieser „das Übel“ selbst erlebt habe. Plötzlich hat nicht mehr der Sohn „das Übel“, sondern der Vater, wenngleich auch nur geträumt. Aber dieser Traum wird so plastisch geschildert, und der Kontext des Berichts – die nochmalige Versicherung, dass ihm dies auch wirklich „begegnet“

sei – verdeutlicht die implizite Botschaft: Mich, Deinen Vater, hat Deine Krankheit wirklich befallen. Mit mir musst Du deshalb Mitleid haben.

Johann Heinrich, der seinen Sohne lange überleben wird, hat keine Skrupel, sein Kind mehrfach zu drängen, es möge sich vorstellen, er wäre tot, und bittet es, ihm dann Blumen in den Sarg zu legen (vgl. Keil 1995a, 243). Sich vorzustellen, man wäre tot, ist eine infantile Tätigkeit, weil sie die eigene Wichtigkeit über die Trauer der Angehörigen fiktiv produziert. Sein Sohn schreibt dazu: „Liebster Papa, wie Du mir schreibst, wenn Du todt seyst, so müsse ich Dir Blumen in den Sarg legen, – ach – denselben Augenblick zu erleben ist mir schwer daran zu denken“ (Nr. 50 A 2). Der Vater bettelt geradezu um Mitleid – nicht für seinen Sohn, sondern für sich selbst: „Siehe Deinen Vatter an, denke seine Trehnen und seine Leiden!“ (Nr. 71 A 6) Die Signale sind deutlich und lauten: „Ich bin ein armer Vatter ...“; „Ich habe großen Verdruss und villen Kumer ...“. Nicht Du, sondern ich bin krank, nicht Du, sondern ich bedarf des Mitleids und des Trostes, und die Aufforderung kommt: „Tröste mich lieber, Dein Brief macht mich unruhig.“ (Nr. 71 A 8, vgl. auch Nr. 25 A 10) Verräterisch unterschreibt der Sohn einmal (Nr. 28, vom 7.10.1784) seinen Brief mit „Ich bin Dein Tröster Sohn Jacob Pestalozzi“; und in einem anderen Brief (Nr. 52 A 4) tröstet der Sohn (der selbst schwer krank und verzweifelt ist, großes Heimweh hat und „manchmal recht weinen muß“ (A 57 A 3)) seinen Vater mit den Worten: „Lieber Papa, Du wirst doch noch nicht so übel seyn, ich bitte Dich um alles, schreibe mir immer, wie Du lebest und ob Du allezeit gesund bist! Ich wünsche Dir von Herzen gute Besserung ...“ (Nr. 52 A. 4)

Johann Heinrich Pestalozzi hebt (in seinem Brief vom März/April 1787 – hier Nr. 66 A 3) zwei Mal mit dem Wort „wichtig“ (im 3. Abschnitt) die offizielle Botschaft hervor: Ich hab an Dich so heftig gedacht und mich in Dich hineingefühlt, dass ich selbst krank wurde. Man könnte das auf den ersten Blick als Zeichen des Mitgefühls, der Empathie, interpretieren. Hans Jacob könnte aufatmen: Mein Vater leidet mit mir! Aber halt: Schon der nächste Satz macht deutlich, dass damit ein Vorwurf verbunden wird: „Erinnerst Du Dich, daß Du in dieser Nacht an mich gedacht?“ Siehst Du, ich denke und fühle so wie Du, aber Du hast (wahrscheinlich) nicht in gleichem Maße an mich gedacht. Also bist Du in meiner Schuld. Ich habe keine Schuld. Wohl „habe ich Dich auf der Welt nicht so glücklich gemacht, als ich wohl wünschte“, aber die Verantwortung dafür wird dem himmlischen Vater übertragen, der mehrfach im Brieftext beschworen wird. Dieser ist alleine auch für die Heilung verantwortlich, wenngleich auch nur, wenn Du – Hans Jacob – das Deinige dazu tust: Lenke Deine Gedanken auf den allmächtigen und allgütigen Vater! Wirf Dich in seine Arme! Bete und bleibe ruhig!

Analog dazu findet sich im letzten Abschnitt der beruhigende Satz „Ich will helfen, wo Hülf nöthig!“ Aber der nächste Satz heißt nicht: „Ich liebe Dich als meinen Sohn und denke früh und spät an Dich Du Guter ...“, sondern: „Liebe die Deinigen, denk früh und spat an das Gute, das sie Dir alle thun ...“. Der eine Satz konterkariert den anderen, so dass widersprüchliche Botschaften ausgehen. Das double-bind-Syndrom ist nicht weit, denn wie immer Hans Jacob die Botschaft auch interpretiert, es folgt im nächsten Satz die entgegengesetzte Botschaft. Wie immer sich Hans Jacob verhält, es wird falsch sein: Klagt er schmerzlich über seine Krankheit, wird der Vater ihm vorwerfen, dass er ihm – dem Vater – damit viel Schmerzen und Leid bereite, (und dass er zu wenig Gott vertraue). Wird er willentlich seinen Schmerz unterdrü-

cken, sich noch mehr anstrengen, um seinem Vater (und seinem Erzieher und Lehrherrs) zu gefallen, wird der Stress größer und damit die Wahrscheinlichkeit, seine Anfälle zu bekommen. Der arme Hans Jacob ist in einer Beziehungsfalle, aus der er sich auch durch räumliche Trennung nicht befreien kann, denn für seine Eltern bleibt er sein Leben lang das (einzige) Kind. Es bleibt ihm nur noch die Flucht in die (somatische) Krankheit.

Die Briefe des Vaters sprechen eine erschreckend egozentrische Sprache. Primär geht es um das Leid des Vaters (das durch das Leid und das Versagen des Sohnes ausgelöst wird): Mich hat Dein Übel befallen! Die meisten Sätze (im Brief vom März/April 1787) fangen mit „ich“ an, oder es kommt ein anderes selbstbezügliches Pronomen im Satz vor. Diese gekränkte Seele des Vaters sollte der Sohn heilen – der Sohn, der selbst schwer krank ist. Die Überforderung ist mit Händen zu greifen. Die Logik der Botschaft hat alle Elemente einer klassischen Paradoxie, Negation und Selbstreflexivität: Du bist so, wie Du als mein Sohn nicht als mein Sohn bist. Aus diesem Widerspruch folgen natürlich widersprüchliche Imperative: Du bist mein lieber Sohn, also komm her! Aber geh weg, wenn Du mir Kummer machst! Du machst mir (ständig) Kummer! Also bist Du schuld an meinem Leid! Du bist nicht so, wie Du sein solltest! Also kann ich nicht so sein, wie ich (als Vater) sein sollte! Hans Jacob konnte sich keiner bedingungslosen Vaterliebe erfreuen und sich in ihr sicher sein, sondern er wusste, sie war an Bedingungen geknüpft, die er im Grunde nicht erfüllen konnte: „Lieber Papa, ich will herzlich gern glauben, daß Du, wenn keine bösen Nachrichten an Dich kómen, daß Du mich sehr lieb hast“ (Nr. 52 A 1).

Hans Jacob muss seine Seele aufspalten und zu sich selbst ein Verhältnis aufbauen, das das Sein durch das Sollen negiert. Weil das Sollen das Sein aber ständig reproduziert, ist keine Erlösung in Sicht. In einem Satz schreibt die eine Seele: „Du kannst mit mir machen, was Du willst, mir ist alles eins.“ (Nr. 29 A 2), und schon im nächsten Satz schreibt die andere das Gegenteil: „Ein Handelsmann wollte ich aber doch gerne werden“ (also kein Handwerker). Der Konflikt ist auf Dauer gestellt. Hilflos versucht Hans Jacob gelegentlich, das Dilemma durch Temporalisierung zu lösen: „Ich verbleibe Dein, will sich bessern(der) Sohn (man wird es sehen) Jacob Pestalozzi“ (Nr. 34) oder „Ich fange nun auch an zu hofen, ein brafer Mensch zu werden ...“ (A 45, A 3).

Aber wie kann aus Korruption (im Sinne moralischen Verfalls bzw. Defizits) Perfektion werden? Dazu bedarf es möglichst des Dauerappells – kein harmloser Spaziergang ist mit dem Vater möglich, ohne dass er nicht „mich mit Gesprächen (unterhält), daß ich ein rechter Mensch werde“ (A 56, A 1) – und der Dauerbeobachtung, sprich: einer rigiden Kontrolle. Die Möglichkeiten, die der Erzieher des Emile noch zur Verfügung hatte („schlaf wenigstens in seinem Zimmer“ – zwecks ständiger Kontrolle), stehen dem Vater nicht (mehr) zur Verfügung. Also bleibt nur die indirekte Aufsicht des Hauslehrers, des Lehrherrs und die schriftliche Fremd- und Selbstkontrolle. Der Vater erwartet, dass der Sohn ihm wóchentlich schreibt und Bericht erstattet. Wieder wird der Vater im Himmel bemóht, um den Imperativ des Vaters auf der Erde zu legitimieren und zu verstärken: „Schreib mir doch um Gottes willen auch alle Wochen!“ (Nr. 25, März 1784). Der Vater drängt seinen Sohn, ein Tagebuch zu führen. Tagebücher sind im 18. Jahrhundert das vorzüglichste Mittel in protestantisch-pietistischen Kreisen, Fremdkontrolle in Selbstkontrolle, Fremdreferenz in Selbstreferenz zu überführen. Diese damit vollzogene schwierige Geburt des modernen Men-

schen, der in der Lage ist, ein reflexives Verhältnis zu sich selbst einzunehmen, erleidet Hans Jacob hier stellvertretend für andere.

In seinen Briefen treten immer wieder zwei Personen auf: Hans Jacob, wie er ist, und Hans Jacob, wie er sein sollte – also das individuelle Ich und das generalisierte Ich (qua Über-Ich). Fast wie über einen unbeteiligten Fremden berichtet Hans Jacob über seine Unarten: „Das erste ist, daß ich dir schreibe, wie ich mich gehalten, welches aber nicht so gut ist, wegen daß ich sehr unordentlich gewesen und mich sehr unartig gegen die Herren aufgeführt. (...) Der gütige Herr Battier .. hat mir es vorigen Montag gesagt, er seye unzufrieden mit mir, und wenn ich nicht könne die Handlung lehren, so solle ich ein Handwerk wehlhen ...“. Er schätzt als „das Größte, daß mein Gutthäter überaus schaut, ein glücklicher Mensch aus mir zu machen“ und „Der liebe Herr Battier ist zimlich zufrieden mit mir...“. Jedoch „hat (der Herr Battier) mir aber gesagt, daß, wenn ich mich nicht besser halten werde, (ich) doch eines von denselben lehren müsse, wie ich Dir es schon geschrieben habe“ (eine Handwerkerlehre). Sehr distanziert berichtet der Sohn über seine Fehler: „Das erste ist, daß ich Dir schreibe, wie ich mich gehalten, welches aber nicht so gut ist, wegen daß ich sehr unordentlich gewesen und mich sehr unartig gegen die Herren aufgeführt“ (Nr. 37 A 1). Halb ist Hans Jacob so, wie er ist, und halb, wie er sein sollte: „Meine Aufführung ist so halb und halb, doch ist der Battier zimlich mit mir zufrieden; doch könnte es besser seyn“ (Brief Nr. 41 vom 22.4.1785).

Oft scheint sich Hans Jacob, anstatt mit dem Educanden, also mit sich, eher mit seinen Educatoren – dem Vater, Herrn Battier, Herrn Petersen¹¹, Pfarrer Miville¹² – zu identifizieren und den anderen Hans Jacob zu ermahnen. Im Brief vom 11.8.1786 an seinen Vater (Nr. 64) berichtet er von den vielen Ermahnungen des Vaters, die ihm über Pfarrer Miville aufgetragen worden sind, und er fügt hinzu: „Ich habe den Auftrag mit Freuden und Dank angenommen“. Im Brief vom 31.10.1786 (Nr. 65) bittet er seinen Vater, ihm „wieder einmahl zu schreiben, daß ich Deine väterlichen Ermahnungen wieder auf das neue tönen lassen und meine Fehler dadurch verschwächen kann; indem es jezo so zimlich gehet, doch noch lang nicht, wie es solte.“ Das Ich war offenbar so klein, dass es sich mit dem Über-Ich der generalisierten Erzieher identifiziert.

Wenn er Briefe oder Tagebuch schreibt, dann muss er berücksichtigen, dass sie von Herrn Battier, dessen Hauslehrer (Petersen) oder von seinem Vater gelesen und getadelt werden – und manchmal mit handgreiflichen Folgen: „Ich habe Dir gestern Dienstag einen Brief geschrieben, ..., daß er mir ihn verriß, und für denjenigen an Felenberg hat er mir eine auf das Maul gegeben“ (Nr. 37 A 2, vgl. auch Nr. 39 A 1 f.). Also muss er das schreiben, was wahrscheinlich gefällt, und er schreibt deshalb im nächsten Satz: „Es hatte mir nicht besser gehört, er ist noch gut mit mir verfahren“ (dito). Er muss also zu sich selbst ein reflexives und durchgängig kritisches Verhältnis aufbauen.

11 Peter Petersen (1762-1820) ist „angestellter Hausgenosse“ der Basler Kaufmannsfamilie Felix Battier und mit der Erziehung der beiden ältesten Battier-Kinder, Gertrud und Felix, betraut. Wie etliche studierte Theologen überbrückt er zur Sicherung seines Unterhaltes bis zu einer festen kirchlichen Anstellung die Zeit als Hauslehrer.

12 Johann Friedrich Miville (1754-1820) ist Pfarrer und gehört neben Felix Battier, Jakob Sarasin, Wernhard Huber u. a. zum Basler Freundeskreis Pestalozzis.

V.

Im Rückblick spricht vieles für eine Verifizierung unserer Ausgangshypothese. Hans Jacob Pestalozzis Schicksal lässt sich als Beziehungsfalle – im Sinne der double-bind-Theorie von Bateson – interpretieren, aus der kein Entkommen mehr möglich war. Wie ein in die Enge getriebenes Tier hatte der Sohn, in Anbetracht der widersprüchlichen (Dauer-)Botschaften seines Vaters,¹³ nur zwei gleichermaßen unmögliche Möglichkeiten des Verhaltens. Die Flucht in die Krankheit war eine weitere Möglichkeit auf einer anderen, nämlich somatischen Ebene, das nicht lösbare Problem auf psychischer Ebene zu bewältigen. Das war gewissermaßen das ausgeschlossene Dritte im tertium-non-datur der Beziehungsfälle. Der weitere Lebensweg war deshalb tragisch. Machtlos musste der Vater mit ansehen, wie der Sohn nach der Rückkehr immer mehr abstumpfte und interesselos wurde. Die paranoiden Schübe seiner Krankheit häuften sich, und trotz aufopfernder Liebe seiner Frau starb Hans Jacob kurz nach seinem 32. Geburtstag am Abend des 15.8.1801.

Die pädagogische Beziehung zwischen Vater und Sohn scheint nur Verlierer zu kennen, denn auch der Vater verliert (seinen Sohn). Nach dem ökonomischen und dem finanziellen Scheitern (seiner diversen Projekte) muss er nun auch sein pädagogisches Scheitern in praxi eingestehen. Der nachträgliche Beobachter kann deshalb nur noch konstatieren: „Wie in den großen Tragödien kann die Vernunft nur noch hinzutreten und feststellen: so hätte es nicht sein sollen“ (Luhmann 1990, 212). Pestalozzi, der wie kein anderer das Prinzip Hilfe in die Erziehungsvorstellung (der Moderne) verankert hat, konnte seinem Sohn nicht helfen. Ja, er konnte nicht einmal sich selbst helfen. Wie kann man damit umgehen? Wie hat Pestalozzi die Erfahrung, ein Versager zu sein, bewältigt? Wie verarbeitete er das frustrierende Eingeständnis, dass die „große Absicht“ nie das „kleine Kind“ erreicht hat und seine normativen Erwartungen an der Welt, wie sie ist, regelmäßig zu scheitern pflegten?

Hans Jacob nahm den Weg in die *Krankheit* (wahrscheinlich bedingt durch eine erbliche Konstitution), Johann Heinrich den Weg in die *Literatur*!¹⁴ Hier, in der Produktion literarischer Fiktionen sollte der Vater einen probaten Ausweg aus seinem Lebensdilemma finden und den erhofften Lebenserfolg finden.¹⁵ Auch dieser Weg ist von Rousseau schon vorgezeichnet worden, denn auch Rousseau ist in praktischen Dingen durchgehend ein Versager gewesen, aber als Theoretiker ein überaus erfolgreicher Autor. Rousseau war sich dessen bewusst, denn er schrieb im ersten Buch seines „Emile“ ganz ungeschützt: „Dem Beispiel so vieler folgend, lege ich nicht Hand ans Werk, sondern an die Feder. Und anstatt zu tun, was richtig ist, bemühe ich mich, es zu sagen“ (Rousseau 1963, 134). Mitte des 18. Jh. beginnen sich Theorie und

13 Auch das Verhältnis zur Mutter, das hier unberücksichtigt blieb, war nicht unproblematisch. Es war die ganze Familienstruktur, die pathologische Züge aufweist, und so gesehen handelt es sich hier um Folgen einer nicht ungefährlichen, aber gleichwohl unvermeidbaren Institution, der Familie: „Familien sind ein Extremfall gefährlicher Kommunikation.“ (Luhmann 1990, 224)

14 Ein Überblick über sein Werk findet sich bei Liedtke 1992.

15 Diese Differenz war offenbar schon Zeitgenossen aufgefallen, denn Johann Caspar Lavater, der das Scheitern der philanthropisch-praktischen Bemühungen des Johann Heinrich Pestalozzi (der sich zunächst als Bauer, dann als Armenlehrer versuchte) aus Zürich beobachtete, kommt schon damals zu dem entlarvenden Urteil: „Zur Besorgung würde ich Pestalozzi nicht einmal meinen Hühnerstall anvertrauen; aber wenn ich König wäre, würde ich ihn zu meinem ersten Rate machen.“ (zit. nach Keil 1995a, 110)

Praxis zu trennen; sie werden – systemtheoretisch gesprochen – füreinander gegenseitig Umwelt. Rousseau und Pestalozzi haben je auf ihre Weise die Trennung vollzogen und sind als Praktiker gescheitert, als Theoretiker aber überaus erfolgreich geworden und schließlich zu Klassikern geronnen, an deren literarischen Impulsen wir uns noch heute abarbeiten.

LITERATUR

- Bastine, R. (1998): Vorlesung Klinische Psychologie, Stuttgart.
- Bateson, Gr. (²1983): Ökologie des Geistes, Frankfurt a. M..
- Birbaumer, N. und R. F. Schmidt (⁵2003): Biologische Psychologie, Berlin u.a..
- Carlsen, N. R. (⁸2004): Physiologische Psychologie, München u.a.
- Kant, I. (1877): Kritik der reinen Vernunft. Text der Ausgabe von 1781, Leipzig o.J..
- Keil, W. (1995a): „Wie Johann Heinrich seine Kinder lehrt ...“ Lebensgeschichte und Erziehung des Hans Jacob Pestalozzi, Regensburg.
- Keil, W. (Hg.) (1995b): Dokumentarband zu „Wie Johann Heinrich seine Kinder lehrt...“. Lebensgeschichte und Erziehung des Hans Jacob Pestalozzi, Regensburg.
- Liedtke, M. (¹²1992): Pestalozzi, Reinbek bei Hamburg.
- Luhmann, N. (1990): Sozialesystem Familie. In: Ders.: Soziologische Aufklärung 5, Opladen, 196-217.
- Luhmann, N. (1990): Glück und Unglück der Kommunikation in Familien. In: Ders.: Soziologische Aufklärung 5, Opladen, 218-272.
- Moritz, K. Ph (1963): Anton Reiser, Stuttgart.
- Mücke, K. (2003): Probleme sind Lösungen, Potsdam.
- Rousseau, J.-J. (1963): Emile oder über die Erziehung, Stuttgart.
- Schlippe, A. und J. Schweitzer (1996): Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung, Göttingen.
- Soëtard, M. (1987): Johann Heinrich Pestalozzi, Sozialreformer – Erzieher – Schöpfer der modernen Volksschule. Eine Bildbiographie, Zürich.
- Stadler, P. (1988): Pestalozzi. Geschichtliche Biographie. Von der alten Ordnung zur Revolution (1746-1797), Bd. 1, Zürich.
- Treml, A. K. (1991): Ganzheitlichkeit – Affirmative oder kritische Kategorie? Ökumenisches Lernen als ganzheitliches Lernen. In: G. Orth (Hg.): Dem bewohnten Erdkreis Schalom. Beiträge zu einer Zwischenbilanz ökumenischen Lernens, Münster, 233-242.
- Schöppe, A. (1995): Theorie paradox: Kreativität als systemische Herausforderung, Heidelberg.
- Wils, J.-P. (2006): Nachsicht. Studien zu einer ethisch-hermeneutischen Basiskategorie, Paderborn.